

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin

Band: 107 (1981)

Heft: 35

Artikel: Teig-Reste

Autor: Derendinger, Hans / Küchler, Hans

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-610680>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Teig-Reste

Unwissenschaftliche Betrachtungen
zur solothurnischen Territorialpolitik

Solothurn will neben Trier die älteste Stadt in ganz Gallien gewesen sein. So wenigstens steht es in einer Inschrift am «Roten Turm» zu lesen. Und wenn eine Inschrift so alt ist, wird sie wohl die Wahrheit sagen. Ja, die Legende geht noch weiter: Die Solothurner sollen von ihren Schanzen herab dem lieben Gott zugeschaut haben, wie er die Welt erschuf. Wenn es Gott darum ging, für seine schöpferische Aktion ein aufmerksames Publikum zu finden, hatte er sich gewiss nicht zu beklagen. Die Solothurner waren zweifellos gute Gaffer, oder sie müssten sich im Laufe der Zeit sehr verändert haben, was kaum anzunehmen ist, heisst doch der Refrain ihrer — übrigens der schweizerischen vorzuziehenden — Landeshymne: «s isch immer eso gsi.»

Es scheint allerdings, dass die Solothurner dem Schöpfungsakt ein bisschen zu lange zugeschaut haben. Denn als sie ihre ausführlichen Kommentare abgegeben hatten, war ringsum alles Land so ziemlich vergeben, und an die Gründung eines anständigen Kantons war kaum mehr im Ernst zu denken. Was schliesslich noch möglich wurde, will uns ein alter Vers anschaulich machen:

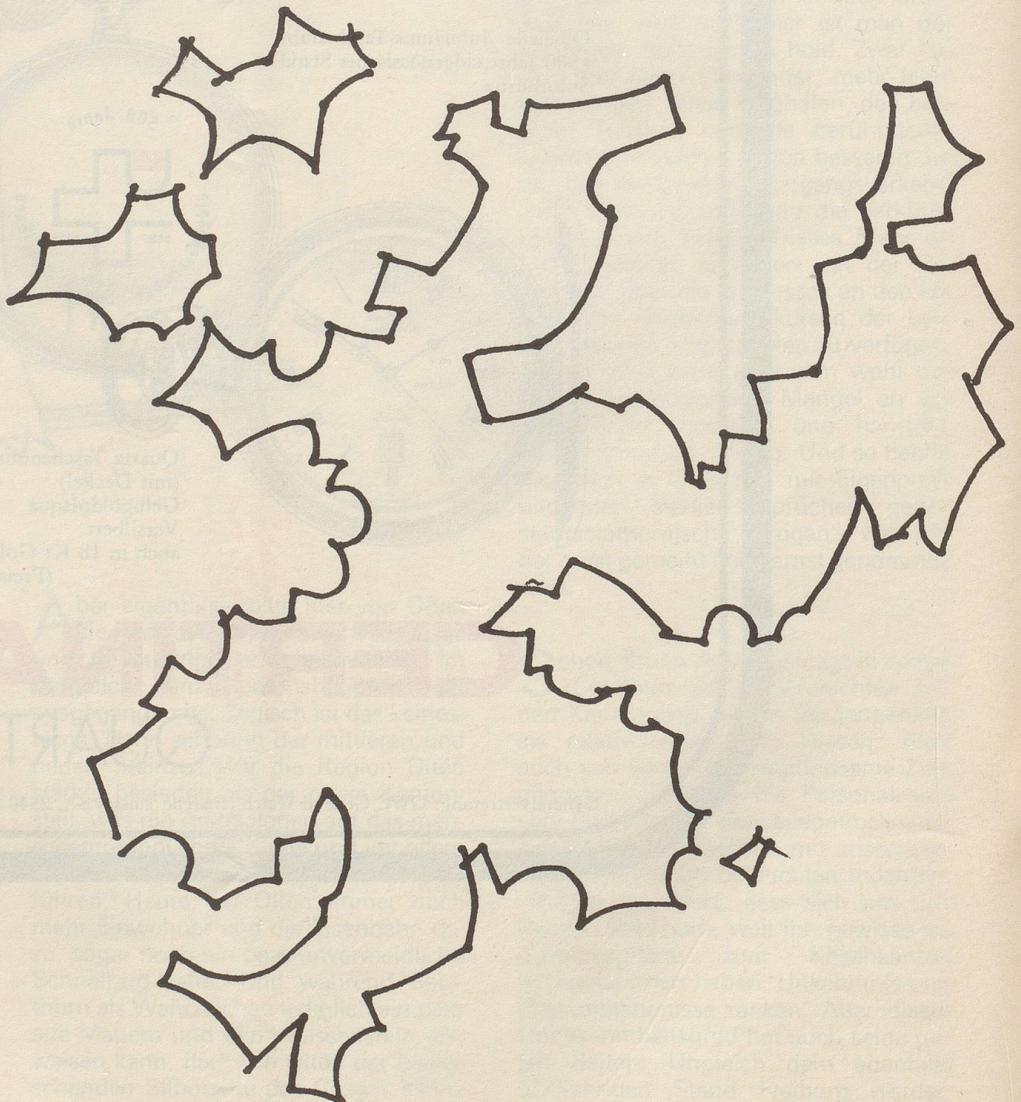
weni Späck und vil Schwarte,
vil Hag und weni Garte.

Sieh mal einer dieses Staatsgebiet an: Es erinnert mich immer an die Teig-Reste, die jeweilen entstanden, wenn ich meiner Mutter Weihnachts-guetzli ausstechen half. In der Tat, vom Land rings um Solothurn haben vorab die Berner und auch der Bischof von Basel ihre kräftigen Bissen herausgeschnitten. Was übrig blieb, ist — gelehrt ausgedrückt — eine negative Form oder eben, wie ich es sehe, ein Teig-Rest.

Genauer gesagt: es sind mehrere Teig-Reste. Das solothurnische Kantonsgebiet besteht nämlich aus nicht weniger als vier getrennten Teilen. Da ist ein grösserer Fetzen, mit einiger Phantasie als eiliger Bote zu sehen, der, als ob es brennte, wie wild nach Westen rennt. Dabei scheint er Kopf und Hut verloren zu haben: ich meine die an der nördlichen Landesgrenze

liegenden Exklaven Kleinlützel und Metzerlen-Hofstetten. Und da bleibt im Süden noch die winzige Exklave Steinhof zu erwähnen. Hier hat die letzte (oder war es die vorletzte?) Eiszeit einen riesigen Findling von der Grösse eines Einfamilienhauses hinterlassen. Und den wussten sich die auf jegliche

Art von Resten erpichten Solothurner samt einem bescheidenen Umschwung zu sichern. Ein solcher Aussichtspunkt im bernischen Vorgelände konnte immerhin für die weitere Territorialpolitik der ältesten Stadt Galliens Bedeutung erhalten.



Umrisse des Kantons ...

Wie aber ist Solothurn zu seinen Teig-Resten gelangt? Da lässt sich aus der Sicht des friedliebenden Betrachters sozusagen nur Mustergültiges berichten. Nicht auf blutigen Kriegszügen, sondern auf durchaus legalen, gewissermassen kommerziellen Wegen errangen die frommen St.Ursen-Städter ihren Landbesitz. Fast alle diese Restposten haben sie nämlich mehr oder weniger als Occasionen aus Liquidationsmassen heruntergekommenen Fürstenhäuser zusammengekauft. Das sieht man dem Kanton ja auch deutlich an. Freilich, wo sie mit ihren bescheidenen Preisofferten zunächst keine geneigten Ohren fanden, beispielsweise in den kleinen jurassischen Herrschaften des «Schwarzbubenlandes», halfen sie noch ein wenig

mit Raubzügen und Brandschatzungen nach, bis der angebotene Preis hoch genug erschien. Für die Schwarzbuben allzuviel zu bezahlen, wäre ja auch sündhaft gewesen!

In der Folge ist es den Solothurnern leider nicht gelungen, die auf solche Weise zusammengekauften und zusammengerauften Reste miteinander zu verbinden. Eine letzte grosse Chance bot sich ihnen, als das Laufental ungewollt den Bernern feil wurde. Dieses zur Exklave gewordene Stück Kanton Bern nämlich vermöchte den verlorenen Kopf und Hut des eilenden Boten mit dessen Körper zu vereinen. Ob hier dem bisher zu kurz gekommenen Restposten-Staat eine erste Eroberung gelingen würde? Natürlich nicht mit Kriegswaffen, sondern mit den Waffen

des Geistes und des — fast schon welschen — Charmes. Man machte sich indessen mit der sprichwörtlichen solothurnischen Gemütlichkeit auf Brautschau, nachdem andere Freier sich bereits vorteilhafte strategische Positionen verschafft hatten. Und da stellte denn die Braut bald einmal die Gretchenfrage. Die lautete nicht: Wie hast du's mit der Religion? (Denn diese hätte hier gestimmt!) Nein: Wie hast du's mit den Steuern? — Da war ein verlegenes Hüsteln zu hören. Den Rest kennt man, Baselland hat die Gretchenfrage besser beantwortet. Und der abgeblitzte kopflose Bote scheint es jetzt noch eiliger zu haben.

Und nun stellt sich die Frage: Was eigentlich hindert dies zerrissene Gebilde, diesen schlechtgefügten Kanton, auseinanderzufallen? — Nichts schmeichelt den solothurnischen Politikern — und welcher Solothurner ist nicht Politiker? — so sehr wie die von Staunen begleitete Feststellung, was für eine übermenschliche staatspolitische Leistung dieser Kanton vollbracht habe, indem es ihm gelungen sei, das alles, die Teig-Reste, durch Jahrhunderte hindurch zusammenzuhalten. Ja, sogar die einst so mächtigen Berner, die in letzter Zeit mit ihrem angestammten Besitz etwas Mühe haben, kommen ins Solothurner Rathaus gelaufen, um nach dem Rezept zu fragen. Aber man weiss da eigentlich gar nicht viel Besonderes zu erwähnen. Das sind ja alles lauter alte Hausrezepte aus Grossmutters Küchenschrankschublade. So hat man etwa beim Strassenbau die Taktik verfolgt, in allen Teilen dieses reichverzweigten Kantons jeweilen jährlich ein paar hundert Meter Strasse fertigzustellen, damit ja alle gleich unzufrieden seien, was schliesslich Einigkeit bedeutet.

Und um die Schwarzbuben hinter den sieben Bergen muss man trotz Jura- und Laufentalfrage auch keine Angst haben. Sie leben nach der Devise «Wyt vom Gschütz git alti Chriegslüt!» und haben im übrigen längst gemerkt, dass es gar kein schlechtes politisches Geschäft ist, eine Minderheit zu sein. Freilich sind sie nicht die einzige solothurnische Minderheit. Ja, der Kanton Solothurn scheint gerade darum kein Minderheitenproblem zu haben, weil er aus lauter Minderheiten besteht. Einige von ihnen haben bis heute nicht einmal recht davon Kenntnis genommen, dass sie zu diesem Kanton gehören. So pflegt man im Bucheggberg die Redensart zu hören: «By üs im Kanton Bärn.» Wahrhaftig: so unwirksam zu regieren, dass die Regierten gar nichts davon merken, das ist Regierungskunst — ist solothurnische Regierungskunst!



... nach Hans Derendinger.